

(Un)Glück der Sucht. Wie Sie Ihre Abhängigkeiten besiegen

Reinhard Haller
Ecwin Verlag, Salzburg 2007
200 Seiten
ISBN: 978-3-902404-48-0

Der Vorarlberger Psychiater, Gerichtsgutachter und Kriminologe Reinhard Haller ist der breiten Öffentlichkeit kein Unbekannter, hat er doch in jüngster Zeit wiederholt und kompetent Auskunft gegeben, wenn es um Täterprofile und jene vernetzten Strukturen ging, die Menschen in persönliches Unglück, Verderben und Verbrechen zu stürzen vermögen.

In diesem Buch ist es Haller selbst, der das Wort ergreift und sich an die Betroffenen (siehe Titel) und deren unmittelbares Umfeld wendet. Dazu ist er legitimiert durch seine langjährige Erfahrung mit Süchtigen jedweder Spielart, die er als Chef eines einschlägigen Behandlungszentrums betreut.

Schon das Inhaltsverzeichnis dürfte für so manchen Durchschnittsbürger Überraschungen bringen, wenn der Suchtbegriff auch auf die pathologischen Varianten von Verhaltensmustern wie Putzen, Sammeln, Arbeit, Computer, Sport und Sex ausgedehnt wird.

Natürlich bildet den Hauptteil dieses (gediegen recherchierten) Sachbuchs die Auseinandersetzung mit der Sucht nach Alkohol und Drogen, mit der ihnen zugrunde liegenden Psychodynamik, dem progressiven Verlust an persönlicher Entscheidungsfreiheit und mit den großen Nöten, die sich um die Betroffenen und ihre Angehörigen aufbauen.

Haller lässt keinen Zweifel an der schlechten Prognose der meisten Süchte und der großen Diskrepanz aufkommen, die zwischen ehrlich-gutem Willen und hoher Rückfallquote besteht. Eine Analogie zur Therapie vieler maligner Tumoren drängt sich auf, wo – trotz nahezu infauster Prognose – jeder Strohalm der Hoffnung zählt, jeder neu entwickelte Zugang zur Behandlung ernsthaft verfolgt und mit allem Heroismus gegen Nihilismus und Verzweiflung angekämpft wird.

Das Buch wendet sich an Laien, zu deren Information eine gut lesbare, lebendig-anschauliche Darstellung mehr dienlich ist, als eine umfassende wissenschaftlich-trockene Abhandlung mit einer Fülle von Literaturzitaten. Haller bedient sich zur Illustration klug ausgewählter Kasuistiken, bei denen – trotz aller Distanziertheit – die Empathie des Autors mit den betroffenen Personen zwischen den Zeilen spürbar wird. So ist auch das Gesamtkonzept dieses Buches nicht auf einseitiger Belehrung, sondern quasi auf dem ehrlichen Bemühen eines verantwortungsvollen Freundes aufgebaut, der sein Wissen und seine Erfahrung um die Nöte der Menschen einem größeren Kreis mitteilen möchte.

Das Buch ist ein Muss für direkt oder indirekt Betroffene, aber auch für alle, die – beruflich oder privat – an einer prägnanten Darstellung der Psychologie, Dynamik und Soziologie der Suchtproblematik in ihren verschiedenen Spielarten interessiert sind.

F. Kummer

Grundlagen der Medizinethik

Bettina Schöne-Seifert
Kröner Verlag, Stuttgart 2007
227 Seiten
ISBN 978-3-520-50301-5

Die Autorin, Professorin für Medizinethik seit 2003 in Münster, ist seit nahezu 20 Jahren als namhafte Autorin auf dem Gebiet der Medizinethik vertreten. Das vorliegende Buch ist wohl dem Wunsch der Autorin entsprossen, alle anstehenden Probleme der Medizinethik und deren kontroverse Diskussion darzulegen und zu kommentieren. Dabei greift sie tief in den Sack der publizierten Literatur (fast 400 Zitate aus den letzten 30 Jahren), um einen möglichst neutralen (heißt: liberalen) Überblick zu bieten über jene Probleme, mit denen sie sich als studierte Medizinerin, habilitierte Philosophin und Ethikprofessorin konfrontiert sieht.

Frau Bettina Schöne-Seifert beginnt den historischen Überblick über die Entwicklung der modernen Medizinethik mit dem „Nürnberger Kodex“

des amerikanischen Militärgerichtshofs 1946, dem Ärztepapst Pius XII. und der Gründung von „Arzt und Christ“ in Wien als erster deutschsprachiger Fachzeitschrift in den 50er-Jahren. Zum wissenschaftlichen Status der Medizinethik merkt sie an, dass diese keine Domäne der (Berufs-)Philosophen sein dürfe, wobei ihre eigene „Philosophie“ jene der guten und der schlechten Argumente sei (S. 21).

Das Kapitel „Medizinethik: Metaethische Fragen“ widmet sich der Suche nach einer moralischen Theorie, die – unter ausgiebigen Rückgriffen auf Beauchamp und Childress – als kohärentistisches, ethisches Begründungsmodell für einen Ansatz so einladend erscheint und so verbreitet ist (S. 27). Dieses Modell beziehe seine Attraktivität aus seiner offenen, undogmatischen Kritik und Pluralismus-Offenheit als Wegbereiter für eine angewandte Ethik und deren Stützung durch philosophische Methoden.

Bei den „normativen Grundfragen“ (S. 39 ff.) wird die Autonomie der Patienten zurecht eingegrenzt, wenn das Abwehrrecht gegenüber einer Therapie suizidale Züge annimmt oder aber automatisch auf aktive Sterbehilfe, assistierten Suizid, genetische Diagnostik, Abtreibung, IVF oder Enhancement ausgedehnt wird.

Als Grenzfall normativer Grundfragen werden die Patientenverfügungen behandelt, die seit den frühen 1960er-Jahren in den USA (z. B. DNR als Verzicht auf Wiederbelebung) und erst seit wenigen Jahren in Europa diskutiert werden (Österreichisches Bundesgesetz aus 2006, Deutschland: vorerst nur Stellungnahmen des Nationalen Ethikrates 2005 und 2007), wobei deren universelle Gültigkeit und die damit verbundenen Fragen nur angerissen werden.

Die „Heiligkeit“ des Lebens und die Debatte um „Personen“ füllen ein großes Kapitel, das am ehesten angetan wäre, der Autorin einen persönlichen Standpunkt zu entlocken. Sie belässt es bei der Feststellung (in einer Fußnote), dass metaphysische, insbesondere religiöse Aspekte zwar eine zentrale Bedeutung für die Lebensqualität

eines Patienten haben können, doch seien diese medizinisch wenig relevant und sollten sich unter „psychischer Umgang mit Krankheiten“ erfassen lassen. Die Rolle einer religiösen Grundhaltung in Bezug auf ethische Belange lässt sie aber dahingestellt (S. 64 f.). Ein echtes Anliegen der Autorin ist die Problematik der Fremdbeurteilung der Lebensqualität (subjektiver Patientenwille vs. Stellvertretung, Mutmaßungen über Wohlergehen etc.). Bei der Diskussion über die inhärente Würde des menschlichen Lebens hält sie es wohl mit der Unverfügbarkeitsposition (Dworkin, Spaemann) und der kantischen Würde, enthält sich aber in „Pluralismus-offener Form“ einer Kritik an dem Würdeleisigkeitskonzept von Peter Singer & Co. und auch einer Parteinahme in der Diskussion um den Person-Begriff selbst (Birnbacher) (S. 72 ff.).

Bei der Verantwortung von Tun und Unterlassen schleicht sich auch hier – wie oft in deutschen Ländern – die Verwirrung um aktive und passive Sterbehilfe ein, wobei letztere kaum je als „Sterbebegleitung“ verstanden wird. Der Rezensent möchte hier anmerken, dass all diesen Situationen gemeinsam erscheint, eine „Handlung mit Todesfolge“ verantworten zu müssen, welche alleine durch die Intention des Handelnden qualifiziert wird (dargelegt u. a. von G. Pöltner, „Grundkurs Medizinethik“, 2002). Solange der Tod nicht intendiert (sondern in Kauf genommen) und der natürliche Sterbevorgang gestattet (und nicht absichtlich beschleunigt) wird, sollte die Welt der Ethik noch in Ordnung sein.

Beim Arzt-Patienten-Verhältnis (S. 88 ff.) als hippokratisches (oder freundlich-paternalistisches), fordert die Autorin ausdrücklich jene Tugenden ein, ohne die wahres ärztliches Ethos nicht denkbar ist, noch, dazu wenn sie aus dem Blickfeld moderner Medizinethik leicht herausgeraten (S. 90), wie Wahrhaftigkeit, Verantwortlichkeit, Verschwiegenheit und einfühlsame Hinwendung zum Patienten. Gleich darauf (S. 91) wird aber davor gewarnt, die Stärkung dieser moralischen Tugenden „auf bestimmte ethische (neokonservative) Positionen hin zu interpretieren“.

Elegant balanciert die Autorin die Argumente für und gegen Enhancement aus, wobei nach Meinung des Rezensenten vor lauter gekonnter Liberalität die manifesten Gefahren für Risikogruppen (Jugendliche, psychisch Kranke mit Dysmorphophobie) zu kurz kommen.

„Zum Umgang mit Sterben und Tod“ (S. 109 ff.) wird der Bogen vom Ruf nach würdigem Sterben über die Hirntoddebatte bis zur Verteilungsgerechtigkeit von Transplantaten gespannt. Leider legt die Frau Professor gleich eingangs (S. 110 f.) dar, warum sie gegen die Differenzierung von Sterbehilfe und Sterbebegleitung sei, dass die Verbesserung der Hospize und Palliativmedizin die Fälle der aktiven Sterbehilfe nicht reduzieren könne, weil eben manche Mitbürger auf jeden Fall „die eigenen Vorstellungen von Würde im Leben und Sterben... zu verwirklichen“ gedenken. Unglücklicherweise finden sich gerade hier negativistische Aussagen der Autorin, wo sie der etablierten Terminologie der Bundesärztekammer und des Nationalen Ethikrates (dem sie angehört) widerspricht. Damit relativiert sie ihre eigenen weiteren Formulierungen über die Kriterien für einen Behandlungsverzicht, verhehlt aber nicht ihre Sympathie für eine aktive Sterbehilfe und – logischerweise – dann auch für den assistierten Suizid. Sie zitiert zwar die einhellig ablehnende Haltung der Kirchen, doch glaubt sie – zu Unrecht – eine Aufweichung der Fronten gerade durch Hans Küng zu orten (Jens/Küng, 1995; Küng, 2006), wenn dieser notorische Kirchenkritiker in die Nähe Roms projiziert wird. Noch schmerzlicher ist ihr (lobender?) Hinweis auf die „maßgebliche Rolle“ von Theologen bei der Legalisierung der aktiven Euthanasie in Holland (S. 120 f.). Die Autorin unterstellt jeglicher Art der Sterbehilfe eine offene oder cachierte Intention und bekennt sich letztlich selbst dazu. Flüchtig wird hier Beauchamp noch als Gegner dieser Äquivalenz von Tun und Unterlassen zitiert (seine Antwort auf Rachels 1985), zugleich aber in einer Fußnote sein angeblicher Gesinnungswandel erwähnt (1986).

Themenverwandt schließt sich die Erörterung des assistierten Suizids an, zu welchem sich die

Autoren eindeutig bekennt (S. 129). Mit einer liberalen Regelung für Deutschland selbst könne auch der menschenunwürdige Sterbetourismus in die Schweiz unterbunden werden, meint sie unter anderem.

Ein positives Zeugnis stellt die Autorin dem Verfahren der Hirntodfeststellung aus, die in der weltweit üblichen Praxis keinen Anlass für die Sorge wegen Missbrauchs biete.

Noch heikler werden die Themen rund um die Ethik in der Fortpflanzungsmedizin. Der moralische bzw. rechtsethische Status des Embryo werde besonders von den Kirchen mit der Unvereinbarkeitsposition belegt. Es werden die SKIP-Argumente zitiert: menschliche Spezies, Kontinuität der Entwicklung, Identität des Embryos mit dem dann geborenen Kind, Potentialität des Embryos zur vollen Entwicklung. Gegen diese Argumente hat die Autorin jede Menge an Einwänden, gestützt durch Zitate von notorischen Gegnern aus den 1980er-Jahren (Warnock, Singer), wobei – nach ihrer Einschätzung – das „Urteilen vieler Menschen“ zugunsten des Potentialitätsargumentes ohnehin nur auf einem „gefühlsmäßigen Einverständnis“ beruhe (S. 161 f.). Immerhin redet sie einem „mit der Entwicklung steigenden Schutzanspruch“ das Wort, doch dürfe dadurch „der Preis“ z. B. für die Stammzellenforschung nicht zu hoch werden.

Für die etablierte Abtreibungspraxis wird lapidar eine „Privatisierung“ (Recht der Eltern auf Abtreibung) vorgeschlagen. Diskussionswürdig erscheinen der Autorin nur die wenigen Fälle, wenn Abtreibungen selektiv wegen einer möglichen Krankheit oder Behinderung durchgeführt werden. Angesichts der Doppelbödigkeit der Rechtsprechung (straflose Abtreibung, Verwerfung von überzähligen Embryos bei IVF, Verbot der Präimplantationsdiagnostik und Forschung „nur“ an importierten Stammzellen) weist die Autorin ironisch auf die Erörterung von der Schutzwürdigkeit von Würde und Person des vorgeburtlichen Menschen hin, welcher dem geborenen Menschen gleichgestellt werde.

Gediegen und knapp fällt das abschließende Kapitel über die Gerechtigkeit im Gesundheitswesen aus. Priorisierung und Rationierung als reine Sparmaßnahmen werden der Rationalisierung als qualitätserhaltende Effizienzsteigerung gegenübergestellt bzw. deren kluge Verquickung als brennendes Anliegen nicht nur den Politikern ans Herz gelegt, sondern auch bei den einzelnen Bürgern eingefordert: Kann sich der Einzelne der Loyalität und Selbstbeschränkung bewusst werden, also durchaus als ethisch relevante Kategorie empfinden? Oder können diese Fragen letztlich doch nur von politischen Entscheidungsgremien, also „prozedural“ angegangen werden?

Man kann den Liberalismus (die „Pluralismus-Offenheit“) der Autorin zu vielen Themen des Buches als etwas inkohärent oder aufgesetzt empfinden, man mag selbst von ihren – selten genug persönlich definierten – Standpunkten abweichen, oder aber ihr vorwerfen, dass sie eine Chance vergeben hat, die ihr die Verfassung einer Monografie für eine klare persönliche Darstellung gegeben hätte: Das Werk ist höchst informativ, eine Fundgrube für kontroverielle Literaturzitate zu allen angesprochenen Themen und damit durchaus als Bereicherung des Angebots auf dem Buchmarkt der Medizinethik zu werten.

F. Kummer

Stammzellforschung. Naturwissenschaftliche, rechtliche und ethische Aspekte

Thomas Heinemann, Jens Kersten (Hrsg.)
Karl Alber Verlag, Freiburg 2007
248 Seiten
ISBN 978-3-495-48196-7

Das vorliegende Werk ist in Zeiten, wo das Thema „Lebensrecht“ wie wenige andere interessiert und polarisiert, ein sehr willkommener, ausgewogener und informativer Einstieg ins Thema.

Das Buch gliedert sich in drei Abschnitte. Im ersten bespricht Thomas Heinemann, Professor für Wissenschaft und Ethik, Universität Bonn, die

naturwissenschaftlichen Grundlagen, von einer Begriffsklärung und Definition der „Stammzelle“ über die Möglichkeiten zur Gewinnung bis zu den Zielen der heutigen Forschung. Neben den „embryonalen Stammzellen“ werden auch die ethisch ungleich weniger brisanten „adulten Stammzellen“ berücksichtigt. Auch therapeutisch sind solche Zelllinien, so vom gleichen Individuum gewonnen, wegen ihrer Immunkompatibilität embryonalen Stammzellen bei weitem überlegen, außerdem besteht deutlich geringeres Risiko tumoröser Entartung. Entgegen medialer Schlagzeilen wird erkennbar, dass hier die Grundlagenwissenschaften überwiegen. Embryonale Stammzellen können für Toxizitätsstudien oder pharmakologische Studien bei der Entwicklung neuer Medikamente oder Kosmetika verwendet werden, um den „Verbrauch“ an Labortieren und die Kosten der Produktentwicklung zu senken.

Schließlich wird darauf hingewiesen, dass über das Langzeitschicksal embryonaler Stammzellen, die nicht menschlichen Primaten transplantiert wurden, keine Erkenntnisse vorliegen.

Der Leser mag verblüfft sein, wie unbekümmert um ethische Implikationen Forscher hier argumentieren, angesichts bis dato schmaler Ergebnisse.

Im zweiten, auf deutsche Verhältnisse zugeschnittenen Kapitel des Buches werden die rechtlichen Aspekte der Stammzellenforschung beleuchtet. Als erstes kritisiert der Verfasser, Jens Kersten, Prof. Dr. jur., Universität Dortmund, die Einstellung, Embryonen, die im Rahmen der „In-vitro-Fertilisation“ nicht der Mutter eingesetzt werden konnten, als „überzählig“ und „zukunftslos“ zu bezeichnen und so ihre Verwendung „wenigstens“ für die Forschung zu befürworten. Das deutsche Embryonenschutzgesetz verbietet es nicht, sie einer Frau zu übertragen, die freiwillig bereit ist, einen verwaisten Embryo aufzunehmen. Nur wer einen IVF Embryo lediglich für die Gewinnung von ES-Zellen weiter kultiviert, verstößt gegen das Embryonenschutzgesetz.

Erkennbar wird, wie schwierig es ist, die vielfältigen Facetten rechtlich zu fassen. Beispielsweise

verbietet das Embryonenschutzgesetz es zwar, einen menschlichen Embryo mit einer tierischen Zelle zu verbinden; den Transfer eines menschlichen Zellkerns in eine entkernte tierische Eizelle jedoch nicht, da der menschliche Zellkern ja kein Embryo ist.

Auch auf durchaus verstörende Entwicklungen geht der Autor ein. So etwa die „Unterkultivierung“ eines Embryos, meint seine bewusste Entwicklungshemmung. Dabei wird ein Embryo in einem manipulierten Kulturmedium gehalten, um zu verhindern, dass er unter Ausschöpfung seines Entwicklungspotenzials als menschliches Individuum je unter das Embryonenschutzgesetz fällt.

Im letzten Abschnitt legt wieder T. Heinemann die „ethischen Beurteilungskriterien für die Forschung an Stammzellen“ dar.

Sowohl Grundlagenforschung als auch Entwicklung und Anwendung von Therapien sind, so der Autor, ethisch legitime Ziele, nach Einschätzung der Mehrzahl der Fachleute jedoch keine „absoluten Werte“. Erwägungen, Embryonen eigens zur Gewinnung embryonaler Stammzellen heranzuziehen, werden überwiegend abgewiesen; für die lebensrettende Therapie eines konkret erkrankten Menschen embryonale Stammzellen von vorhandenen Embryonen zu gewinnen hingegen gelegentlich als ethisch akzeptabel aufgefasst.

Grundlage für jedes Werturteil ist, ob ein bestehendes Gut als „intrinsisch“ anerkannt oder aber ihm der Charakter „extrinsisch zuerkannt“ wird. Fest steht, dass die Gewinnung embryonaler Stammzellen mit der Zerstörung von Embryonen *in vitro* einhergeht.

Zwei kontroverse Auffassungen herrschen hinsichtlich der Frage vor, ob und in welchem Maß der menschliche Embryo *in vitro* bereits ein Anrecht auf Würdeschutz und Lebensschutz hat. Die erste postuliert, ihm käme von Beginn an, d. h. nach abgeschlossener Befruchtung, der Schutz der menschlichen Würde zu. Dies entspricht etwa auch jener des Lehramts der katholischen Kirche. Der Würdeschutz des Embryos ruht dabei auf dem „Potentialitätsargument“ – dem grundsätzlichen Vermögen,

sich zu einem sittlichen Subjekt zu entwickeln, dem „Kontinuitätsargument“ – in der Entwicklung eines Menschen können moralisch relevante Zäsuren nur willkürlich gesetzt werden – und dem „Identitätsargument“ – ein Lebewesen wandelt sich zwischen Beginn seiner Existenz und seinem Ende in moralisch relevantem Sinn qualitativ nicht.

Eine zweite Position tritt für eine Abstufung des Würdeschutzes beim Embryo ein: Dass ein individualspezifisches Genom während des gesamten Lebens bestehen bleibt, weist zwar auch dem Embryo schon eine „Würde“ zu, jedoch eigener Art und nicht mit jener eines Geborenen vergleichbar. Diese Position fortführend kann nun der Würdeschutz bzw. Lebensschutz einem Menschen erst sukzessive zuwachsen. Hier werden entweder biologische „Meilensteine“ herangezogen wie die Entwicklung ZNS-ähnlicher Strukturen, etwa in der achten Entwicklungswoche, der Zeitpunkt der Individuation- ab hier können sich auch natürlicherweise keine zwei verschiedenen Lebewesen mehr bilden- oder die Nidation als Zeitpunkt der „Akzeptanz durch die Mutter“.

Oder aber, es werden mehr philosophische Zäsuren eingeräumt wie der Zeitpunkt, ab dem ein Organismus auch bewusst soziale Kontakte knüpfen und seinen Lebenswert so dokumentieren kann.

Die Schwachstellen dieses Arguments, siehe etwa bewusstlose oder mental schwer behinderte Menschen, werden nicht verschwiegen.

Zusammenfassend ist es den Autoren gelungen, hochkomplexe, verschiedenste wissenschaftliche Disziplinen berührende Materie in eine gut lesbare, nüchterne, ausgewogene Gesamtdarstellung zu fassen. Dabei vermeiden sie Redundanzen, sind nahezu am Puls der Zeit, das Register geht bis 2006, und legen ein Buch vor, das gewiss auf einige Jahre hinaus ein wichtiges Referenzwerk bleiben wird für den an grundlagenwissenschaftlichen, therapeutischen wie ethischen Aspekten interessierten Leser, insbesondere für jene, die nicht in die Fiktion fliehen wollen, sondern hier säuberlich trennen oder sich auf den jeweils eigenen „Zustän-

digkeitsbereich“ zu beschränken.

Dass die (zurückhaltende?) Einstellung der Verfasser selbst nur andeutungsweise aufleuchtet, ist wohl der Intention der Reihe geschuldet. Dennoch mag man dies auf einem Feld, das Orientierungshilfen sehr dringend nötig hat, auch bedauern.

Ein Desiderat für eine Neuauflage wäre die verstärkte Gewichtung, idealer Weise in einem eigenen Kapitel, der enormen moraltheologischen Implikationen.

K. Usar

Fakt, Fiktion, Fälschung. Trends im Wissenschaftsjournalismus

Grit Kienzlen, Jan Lublinski, Volker Stollorz (Hrsg.)
UVK Verlag, Konstanz 2007
243 Seiten
ISBN 978-3-86764-012-1

Wissenschaftsthemen stehen heute im Mittelpunkt der Medienberichterstattung. Seit der Ölkrise oder dem Club-of-Rome-Bericht in den 1970er und den Anfängen der Umweltbewegung in den 1980er Jahren haben sie ihr Nischendasein in der Presse verlassen und sind zu zentralen Themen von Politik, Wirtschaft und Gesellschaft aufgestiegen – wie die heutige Berichterstattung über Klimawandel, Vogelgrippe und embryonale Stammzellforschung, aber auch über Pisa-Studie oder Demographie zeigen.

Dieser gesteigerten Bedeutung des Wissenschaftsjournalismus, die auch mit einer neuen Verantwortung einhergeht, wollen die Herausgeber des Bandes *Fakt, Fiktion, Fälschung – Trends im Wissenschaftsjournalismus* Rechnung tragen. Ausgangspunkt ist dabei die These des Kommunikationswissenschaftlers Matthias Kohring, der Qualität im Wissenschaftsjournalismus vornehmlich als „Vertrauenswürdigkeit“ definiert und vom Modell des Wissenschaftsjournalisten als „Wissensvermittler“ wegkommen will.

Nach diesem theoretisch angelegten Beginn widmen sich die jeweiligen Kapitel Themen wie dem Risiko-Journalismus, den Fälschungen in der

Forschung, dem Phänomen des Wissenschaftlers als Medien-Star oder der schwierigen Beziehung zwischen Wissenschaftsjournalisten und Public Relations. Am Anfang jedes Kapitels skizziert einer der Herausgeber in einer Einleitung die Problemstellung und charakterisiert anschließend kurz die jeweils folgenden Beiträge.

Letztlich kann aber leider das Ergebnis nicht voll überzeugen. Es bleibt nämlich unklar, was dieses Buch eigentlich sein will: eine kommunikationswissenschaftliche Umkreisung des Themas, ein praktisches Handbuch für angehende Wissenschaftsjournalisten oder bloß eine skizzierende Grundlage für vertiefende Beschäftigung mit dem Thema. Letztendlich bleibt daher der Eindruck einer gewissen Oberflächlichkeit. Die theoretischen Beiträge sind meist zu kurz, um wirklich umfassend und vertiefend ihr Thema behandeln zu können; die eher praktisch orientierten Artikel bieten wiederum oft ganz interessante Einsichten in den journalistischen Alltag, sind aber für ein thematisch derart umfassendes Buch oft zu spezifisch angelegt.

Die schmerzlichste Lücke allerdings ist, dass echte „heiße Eisen“ des Wissenschaftsjournalismus eher unbefriedigend abgehandelt werden. Besonders brisant ist in dieser Hinsicht das Kapitel „Risiko-Journalismus“, das sich mit der Verantwortung des Wissenschaftsjournalismus gegenüber der Öffentlichkeit auseinandersetzt – es geht gerade um jene „Vertrauenswürdigkeit“, von der zu Beginn die Rede ist. Doch fördert gerade in dieser Hinsicht der Band eine gewisse Verwirrung über die moralische Verantwortung des Journalismus zu Tage.

So thematisiert das Kapitel einerseits eklatante Fälle von „Nullgeschichten“, die durch mediale Mechanismen und gezieltes Lobbying von Interessengruppen zu „Skandalen“ aufgebauscht wurden (etwa der Beitrag „A wie Acrylamid – wie wir uns ein Risiko backen“ von Volker Stollorz). Andererseits argumentiert aber Stollorz selbst in seiner Einleitung zu dem Kapitel, Medien sollten gezielt auf den Faktor „Empörung“ setzen, um der Politik „auf die Sprünge zu helfen“ – da letztendlich

nur durch solche Empörung Änderungen bewirkt werden könnten.

Mit dieser Argumentation ist wohl eine der wichtigsten Fragen des Wissenschaftsjournalismus angesprochen. Ist utilitaristisches Denken im Journalismus gerechtfertigt? Soll man wissenschaftlich ungenügend Belegtes bereits als Faktum präsentieren, um durch die öffentliche Empörung politische und wirtschaftliche Maßnahmen zu erzwingen? Rechtfertigt ein vermeintlich „höheres Ziel“, auf grundlegende Vorgaben des guten Journalismus wie Ausgewogenheit und solide Recherche zu verzichten? (Fragen, die gerade wieder in jüngster Zeit vor allem in Bezug auf die Berichterstattung über das Thema Klimawandel an Brisanz gewonnen haben.)

Dies ist heute wohl eines der Grundprobleme des Qualitätsjournalismus, und das beileibe nicht nur im Wissenschaftsbereich. Das Gebiet der Wissenschaft, insbesondere der Naturwissenschaft, hat allerdings in gewisser Hinsicht eine Sonderstellung, da es sich um einen Bereich handelt, wo Laien in den meisten Fällen die Vorkenntnisse, ja oft sogar elementare Grundlagen fehlen. Daher ist die Verantwortung des Wissenschaftsjournalisten umso größer. Der einfache Medienkonsument vertraut nämlich gerade auf diesem Gebiet auf die journalistische Berichterstattung, um sich ein Urteil bilden zu können, da für ihn Primärquellen entweder nicht zugänglich oder zu fachspezifisch und komplex sind. Gerade angesichts dieser Erwartungshaltung könnten es sich Journalisten eigentlich nicht leisten, entweder absichtlich oder aus Oberflächlichkeit Sachverhalte zu verdrehen oder einseitig darzustellen und Risiken aufzubauschen.

In einem interessanten Beitrag des besprochenen Bandes bringt der US-Kommunikationsberater Peter M. Sandman die Reaktion der Öffentlichkeit auf „heiße“ Wissenschaftsthemen mit der Formel „Risiko = Gefährdungspotenzial + öffentliche Empörung“ auf den Punkt. („Risiko“ könnte man hier eigentlich genauer durch „Risikowahrnehmung“ ersetzen.) Er zählt in seinem Artikel verschiedene

Faktoren auf, die die Wahrnehmung von Risiken und dementsprechend die „öffentliche Empörung“ beeinflussen, etwa die Möglichkeit von zukünftigen Katastrophen, persönliche Kontrolle über die Gefährdung oder die Fremdartigkeit der Gefährdungsquelle.

Doch gerade deswegen, weil die Risikowahrnehmung in der Öffentlichkeit oft irrational ist und nur bedingt mit dem wissenschaftlich belegbaren Risikopotenzial korreliert – ein typisch österreichisches Beispiel ist die öffentliche Wahrnehmung der Gefährdung durch Atomkraftwerke –, hat der Wissenschaftsjournalismus eine enorme Verantwortung. Neben der Aufgabe, sachgerechte Informationen einzuholen und zu präsentieren, muss er sich nämlich auch bewusst sein, dass die verschiedensten Lobbygruppen, von Umweltorganisationen angefangen über wirtschaftliche Interessensgruppen, sich sehr wohl über den von Sandman formulierten Mechanismus im Klaren sind und diesen gezielt für ihre Zwecke einsetzen wollen. Der Journalist braucht daher sowohl ein gesundes Misstrauen gegenüber Behauptungen (und zwar von allen Seiten!), als auch eine solide Fachkenntnis, um nicht so leicht in die Irre geführt werden zu können.

Leider geht der besprochene Band auf diese Grundforderung zu wenig ein. Er behandelt zwar die Kommunikation mit Wissenschaftlern und die Recherche über mögliche Skandalfälle, doch leider zu spezifisch und fallorientiert. Die notwendige Sachkenntnis und der kritische Geist – der keineswegs mit vorgefassten Meinungen und Vorurteilen verwechselt werden darf! – werden zwar erwähnt, jedoch zu wenig eingehend thematisiert. Andererseits werden jene Faktoren, die eben eine solche kritische und ausgewogene Berichterstattung verhindern, nämlich der redaktionelle Zeitdruck, die oft mangelnden Kenntnisse über die effiziente Suche nach verlässlichen Quellen oder der Druck durch die Berichterstattung anderer Medien, leider nur am Rande angesprochen.

Letztendlich handelt es sich bei *Fakt, Fiktion, Fälschung* um ein Buch, das eher zum Weiterdenken

und zur Ergänzung anregt, als selbst umfassende Informationen zu liefern. Der Band enthält so manchen Gedankenstoß, jedoch unterbleibt oftmals die befriedigende Ausführung des jeweiligen Gedankenganges. Das Buch ist als grobe Skizzierung von einigen Problembereichen des Wissenschaftsjournalismus interessant und wertvoll, hat jedoch letztlich nicht das Zeug zum Standardwerk.

P. Mihály